

Leseprobe aus:

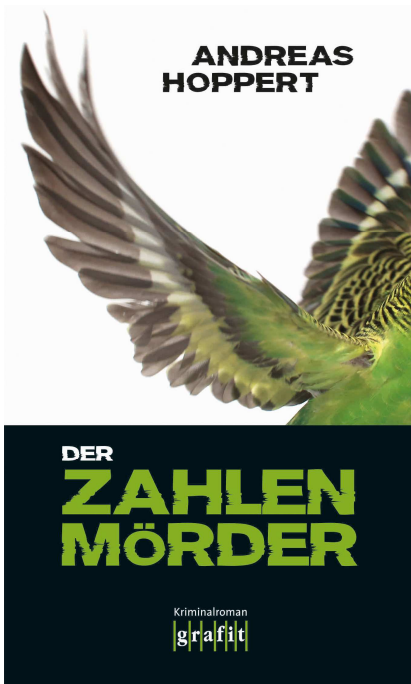
Andreas Hoppert

Der Zahlenmörder

Kriminalroman, Originalausgabe

Print-ISBN 978-3-89425-453-7

eBook-ISBN 978-3-89425-179-6



Kapitel 1

»Sex!«

Marc Hagens Kopf ruckte hoch. Für ein paar Sekunden war er benommen und wusste nicht, wo er war. Wahrscheinlich die Nachwirkungen der letzten Nacht, in der er kaum geschlafen hatte. Die Diskussion mit Melanie hatte bis vier Uhr morgens gedauert und wie immer ohne Ergebnis geendet.

»Ah, der Herr Hagen ist wieder bei uns. Manchmal wirkt das Auslösen primitiver Schlüsselreize eben doch am besten.«

Marc blickte zum Richter am Amtsgericht Sieveke, der ihn über seine Lesebrille hinweg ins Visier genommen hatte.

»Tut mir leid, Herr Vorsitzender«, beteuerte Marc. »Ich war wohl gerade ...«

»Ja, ja. Wenn wir uns dann wieder dem Fall zuwenden könnten. Ich würde Sie bitten, noch einmal kurz zusammenzufassen, worum es hier überhaupt geht.«

Marc wandte sich zur Seite, wo sein Mandant saß. Hubert Steller war dreiundachtzig Jahre alt, sah aber zwanzig Jahre jünger aus. Anscheinend wirkte der hochgradige Erregungszustand, in dem er sich permanent befand, wie ein Jungbrunnen auf ihn. Und auch jetzt hatte er wieder einen knallroten Kopf neben Marc und konnte es kaum abwarten, endlich loszulegen.

»Ich denke, das kann der Kläger selbst am besten«, meinte Marc und nickte seinem Mandanten aufmunternd zu. »Herr Steller, bitte ...«

»Hohes Gericht«, setzte Steller mit hörbarer Empörung in der Stimme an. »Seit vierzig Jahren halte ich Wellensittiche. Bis zum 12. Juli letzten Jahres, um genau zu sein. Dem Tag, an dem mir meine Lieblinge durch diese Höllenmaschine genommen wurden.«

»Den Begriff ›Höllmaschine‹ weisen wir mit Entschiedenheit zurück.« Der Einwurf war von Rechtsanwalt Dr. Gehring gekommen, der die Gegenseite vertrat. »Bei der angeblichen Höllmaschine handelt es sich um einen handelsüblichen Eierkocher vom Modell *ovum KJ 35*, den die Firma *Sienova* seit zwanzig Jahren beanstandungslos vertreibt.«

»Einen Eierkocher, der meine Sittiche umgebracht hat«, giftete Steller.

Gehring lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schob die Finger ineinander. »Was entschieden bestritten wird. Der Eierkocher ist zugelassen und vom TÜV geprüft. Außerdem trägt er das GS-Zeichen, wodurch dem Produkt bescheinigt wird, dass es absolut sicher ist.«

»Für Menschen vielleicht, für Sittiche nicht!«, beharrte Steller.

»Meine Herren«, mischte Richter Sieveke sich in die Diskussion ein. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich den Sachverhalt einmal im Ganzen und ohne Unterbrechungen hören könnte. Herr Steller, wenn Sie mir noch einmal von Anfang an schildern könnten, wie alles abgelaufen ist.«

»Selbstverständlich. Also, ich habe am 11. Juli bei *Elektro Hansen* diesen Eierkocher *KJ 35* gekauft. Ich habe den Verkäufer ausdrücklich gefragt, ob es Eierkocher für Senioren gibt. Wissen Sie, mein Gehör ist nicht mehr so gut und den Signalton meines alten Eierkochers habe ich manchmal überhört, wenn ich gerade nicht in der Küche war. Der Herr hat mir ausdrücklich diesen Eierkocher der Firma *Sienova* empfohlen. Er meinte, der habe den mit Abstand lautesten Signalton. Das könne er mir garantieren. Also habe ich mich für dieses Modell entschieden. Gleich am nächsten Morgen habe ich den Eierkocher in meiner Küche in Betrieb genommen. In der Küche befand sich auch die Voliere mit meinen Sittichen Bubi und Lora. Wie in der Anleitung vorgeschrieben, habe ich ein Ei angestochen, in den Kocher

gelegt, anschließend Wasser für ein mittelweiches Ei eingefüllt und das Gerät angestellt. Etwa fünf Minuten später hat es geheult. Hohes Gericht, so einen Ton habe ich vorher noch nie gehört! Ich bin einige Jahre meines Lebens zur See gefahren, aber das Nebelhorn eines Öltankers ist nichts gegen dieses Geräusch, ich schwöre es! Ich habe mich fürchterlich erschrocken und bin regelrecht zusammengefahren. Aber das war noch nicht einmal das Schlimmste: Als ich nur Sekunden später nach meinen Vögeln gesehen habe, lagen beide auf dem Boden ihres Käfigs. Mause Tot! Sie haben aufgrund des Signaltons des Eierkochers einen Herzinfarkt erlitten.«

»Wird entschieden bestritten«, kam die gelangweilte Er widerung von Dr. Gehring.

»Ach? Und wie bitte schön erklären Sie sich, dass meine Vögel, die ich seit acht Jahren besitze, ausgerechnet zu dem Zeitpunkt sterben, an dem dieses Gerät seinen Höllenlärm veranstaltet?«

Gehring hob die Hände zu einer unbestimmten Geste. »Das zufällige Aufeinandertreffen zweier Ereignisse?«, mutmaßte er.

»Ein Zufall?«, empörte sich Steller. »Gleich *zwei* Vögel fallen in derselben Sekunde tot von der Stange, in der Ihr Mordinstrument zuschlägt?«

»Warum nicht? Zumindest belegt ein rein zeitlicher Zusammenhang keinesfalls die Kausalität. Wenn ich morgens mit dem linken Fuß aus dem Bett steige und gleichzeitig ein Glas Wasser umstoße, ist daran nicht mein linker Fuß schuld, sondern meine Ungeschicklichkeit.«

Marc sah sich genötigt, in den Disput einzugreifen. Schließlich war er nicht zu seinem Vergnügen hier. »Wir haben schriftsätzlich vorgetragen und durch die Einholung eines Sachverständigengutachtens unter Beweis gestellt, dass starker Lärm geeignet ist, bei Tieren einen Herzinfarkt zu ver-

ursachen«, erklärte er. »Es ist bekannt, dass gerade Kleintiere einen sehr schnellen Herzschlag haben. So schlägt das Herz eines Wellensittichs bis zu sechshundert Mal pro Minute. Diese Tiere können durch laute Geräusche in Panik geraten und dadurch einen Herzstillstand erleiden.«

Marc blätterte in seiner Akte herum, bis er auf den gesuchten Zeitungsartikel stieß.

»So sind in der Silvesternacht 2010/2011 in Arkansas tausende Vögel nach einem Feuerwerk tot vom Himmel gefallen«, berichtete er. »Experten gehen davon aus, dass die Vögel von den Silvesterböllern aufgeschreckt und durch Stress gestorben sind. Mit anderen Worten: Sie haben sich zu Tode erschreckt.«

»Selbst wenn das stimmen würde«, meldete sich Dr. Gehring wieder zu Wort, »kann man einen Eierkocher wohl kaum mit Silvesterknallern vergleichen.«

»Das kann man sehr wohl, denn das Geräusch ist ähnlich laut«, widersprach Marc unter heftigem Nicken seines Mandanten. »In Deutschland dürfen Feuerwerkskörper, gemessen aus einer Entfernung von acht Metern, nicht lauter als einhundertzwanzig Dezibel sein. Ein Nachbar von Herrn Steller besitzt ein Smartphone mit einer App, die Lärm messen kann. Damit hat Herr Steller die Lautstärke des inkriminierten Eierkochers gemessen und ist dabei auf einen Wert von sage und schreibe einhundertfünfundzwanzig Dezibel gekommen, was einer Vuvuzela entspricht.«

»Wir bestreiten ganz entschieden die Richtigkeit dieser Messung!« Dr. Gehring blieb die Ruhe selbst. »Im Übrigen hat der Kläger nach seinem eigenen Vortrag einen Eierkocher mit einem besonders lauten Signalton verlangt. Dann darf er sich aber auch nicht wundern, wenn er genau so einen Eierkocher bekommt. Die Gegenseite hat selbst vorgetragen, es sei »allgemein bekannt«, dass akustischer Stress bei Sittichen zu Herzversagen führen kann. Dann wäre es aber

die Aufgabe des Klägers gewesen, sich vor dem Kauf darüber zu informieren, ob dieses Gerät gefährlich für die Gesundheit seiner Vögel ist. Wobei wir diese Gefährlichkeit selbstverständlich nach wie vor entschieden bestreiten«, fügte er schnell noch hinzu.

»Das Gegenteil ist richtig«, widersprach Marc sofort. »Als Herstellerin des Eierkochers wäre die Beklagte verpflichtet gewesen, im Beipackzettel auf die Gefahren hinzuweisen, die dieses Gerät für Sittiche birgt. Das Unternehmen ist für die Sicherheit seiner Produkte verantwortlich! Und zwar in Bezug auf alle Lebewesen!«

»Jawohl!«, ergänzte Steller.

Dr. Gehring schüttelte den Kopf. »Wo soll das denn hinführen?«, fragte er. »Abgesehen davon bestreiten wir, dass ein Herzinfarkt die Ursache des Todes der Vögel war. Niemand weiß, woran diese Tiere gestorben sind. Vielleicht sind sie ja an Altersschwäche gestorben! Oder sie hatten einen angeborenen Herzfehler.« Dr. Gehring fixierte Steller. »Oder vielleicht hat der Kläger seine Vögel auch nur schlicht und einfach falsch ernährt.«

Marc sah aus dem Augenwinkel, dass die Röte von Stellers Kopf apoplektische Ausmaße annahm.

»Das ... das ist ungeheuerlich!«, tobte sein Mandant. »Ich halte seit Jahrzehnten Wellensittiche und weiß, wie man die Tiere füttert.«

»Und ich muss den Herrn Kollegen doch dringend an das Gebot der Sachlichkeit erinnern«, fügte Marc hinzu. »Noch so eine haltlose Unterstellung und ich werde mich an die Anwaltskammer wenden.«

»Die einzige haltlose Unterstellung in diesem Verfahren ist die, dass der Eierkocher meiner Mandantschaft schuld am Tod der Wellensittiche des Klägers sein soll«, konterte Dr. Gehring.

Marc wandte sich dem Richter zu. »Es handelt sich keineswegs um eine haltlose Unterstellung. Wir haben zur

Todesursache Beweis angetreten durch die Einholung eines Sachverständigengutachtens.«

»Ein Sachverständigengutachten?«, fragte Dr. Gehring. »Wie soll das denn funktionieren? Dazu müssten die Vögel schließlich noch vorhanden sein.«

»Mein Mandant hat die toten Vögel in seinem Garten vergraben. Zur Not müssen die Sittiche eben exhumiert und obduziert werden.«

»Und was genau meinen Sie, in dem Grab nach sechs Monaten noch zu finden, außer Knochen und ein paar Federn?«

»Das käme auf einen Versuch an. Vielleicht finden die Mediziner ja noch etwas heraus.«

Beide Anwälte wandten sich dem Richter zu, der sich genervt die Nasenwurzel massierte. »Ich soll also gleich zwei Sachverständigengutachten einholen«, resümierte er. »Zur Lautstärke des Eierkochers und zur Todesursache der Vögel, und das bei einem Streitwert von ...«, er warf einen Blick in seine Gerichtsakte, »... hundert Euro?«

»Auch der Wert der Vögel wird entschieden bestritten«, erklärte Dr. Gehring. »Der Anschaffungspreis der Wellensittiche betrug nach den eigenen Angaben des Klägers achtundvierzig Euro. Die beiden Vögel waren zum Zeitpunkt ihres Todes bereits acht Jahre alt, wobei die durchschnittliche Lebenserwartung eines Wellensittichs, das habe ich selbst recherchiert, etwa fünf bis zehn Jahre beträgt. Es war also ohnehin täglich mit dem Ableben der Tiere zu rechnen. Zumindest waren die Vögel ›gebraucht‹, um das mal so zu sagen, und für ein gebrauchtes Auto zahle ich ja auch nicht so viel wie für einen Neuwagen. Es ist also eine Wertminderung in Abzug zu bringen. Wenn man denn überhaupt von einer Schadensersatzpflicht meiner Mandantschaft ausgehen will, was wir nicht tun.«

»Die Tiere waren keinesfalls gebraucht«, widersprach Marc. »Im Gegenteil: Mein Mandant hat ihnen Kunststücke und

sogar zwei Lieder beigebracht.« Er warf einen Blick in seine Akte, bevor er fortfuhr. »*Marmor, Stein und Eisen bricht* und *Fiesta Mexicana*. Dadurch wurde ihr Wert erheblich gesteigert, zumindest auf die angesetzten hundert Euro. Außerdem sind die Sittiche meines Mandanten bei Ausstellungen mehrfach prämiert worden. Die Belege haben wir beigelegt. Im Übrigen haben wir hinsichtlich des Wertes der Tiere Beweis angetreten durch die Einholung eines«

»Sachverständigengutachtens, ich weiß.« Richter Sieveke fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. »Ich sage Ihnen jetzt mal, wie ich die Sache sehe: Einerseits liegt die Beweislast beim Kläger und es dürfte ihm schwerfallen nachzuweisen, dass der Eierkocher ursächlich für den Tod seiner Vögel war. Andererseits ist das Gerät offenbar wirklich sehr laut und von daher könnte man überlegen, ob es dem beklagten Unternehmen nicht obliegen hätte, in der Gerätebeschreibung einen Warnhinweis anzubringen. Ich schlage Ihnen daher aus prozessökonomischen Gründen Folgendes vor: Der Anschaffungspreis der Vögel betrug achtundvierzig Euro. Die werden von der Beklagten erstattet, die Kosten des Verfahrens werden gegeneinander aufgehoben. Was halten Sie davon?«

»Niemals«, sagte Steller sofort. »Es geht mir nicht so sehr um das Geld, ich will mein Recht haben. Außerdem kämpfe ich hier nicht nur für mich, sondern auch und insbesondere für Lora und Bubi. Und deshalb will ich, dass die da drüben richtig bluten!«

Kapitel 2

»Es wird jetzt also zunächst ein Gutachten zur Todesursache der Vögel eingeholt«, sagte Marc zu seinem Mandanten, als sie nach dem Ende der Sitzung vor dem Saal standen.

»Das kann allerdings ein paar Monate dauern. Außerdem müssen Sie dafür einen Kostenvorschuss einzahlen, das hat Ihnen der Richter ja erklärt.«

»Das ist mir egal. Ich zahle alles, was auch immer nötig ist, um zu meinem Recht zu kommen. Außerdem wollte ich mich noch einmal bei Ihnen bedanken. Diesem gegnerischen Anwalt haben Sie es mal so richtig gezeigt von wegen Anwaltskammer und so. Kann man den eigentlich wegen Beleidigung anzeigen?«

Marc schaute mit Nachdruck auf seine Uhr. »Ich werde das prüfen und dann sollten wir das in Ruhe besprechen.« Er reichte Steller die Hand. »Jetzt muss ich aber los, in der Kanzlei wartet ein Mandant auf mich.«

Steller ergriff die angebotene Hand und schüttelte sie. »Natürlich. Und noch einmal vielen Dank! Sie halten mich doch auf dem Laufenden, nicht wahr?«

Marc versprach es und sah zu, dass er wegkam.

Streitwert hundert Euro, dachte er auf dem Rückweg zu seiner Kanzlei. Sein Honorar würde etwa hundertfünfzig Euro betragen, überschlug er die Zahlen im Kopf, und dabei hatte er schon mehrere Stunden Arbeit in diesen Fall gesteckt.

Als er vor dem Geschäftshaus in der Bielefelder Fußgängerzone ankam, dessen erster Stock neben anderen Büros auch seine Kanzlei beherbergte, wischte er im Vorübergehen mit dem Ärmel seines Mantels einmal kurz über das Messingschild mit der Aufschrift *Marc Hagen – Rechtsanwalt*. Dann lief er mit großen Schritten nach oben und betrat das Vorzimmer.

Stefanie, seine Sekretärin, hob den Blick. »Hallo, Chef«, begrüßte sie ihn. »Wie ist die Verhandlung gelaufen?«

»Zum Piepen«, gab Marc zurück. »Ist die Post schon da?«

»Liegt auf Ihrem Tisch.«

»Was Besonderes dabei?«

»Nein, das heißt ... vielleicht. Ein Schreiben aus der JVA Bielefeld von einem Jürgen Sobotta. Sagt Ihnen der Name etwas?«

In Marcs Gehirn meldete sich eine entfernte Erinnerung, die aber nicht an die Oberfläche durchdringen wollte. »Momentan nicht«, antwortete er deshalb. »Können Sie mir vielleicht einen Kaffee machen?«

Stefanie deutete mit dem Daumen in die kleine Küche. »Ist gerade frisch durchgelaufen. Oder soll ich dem Herrn auch noch einschenken?«

»Verzichte.« Marc schnappte sich eine Tasse, ein Werbe Geschenk mit seinem Namen und der Kanzleianschrift, und ließ die heiße Flüssigkeit hineingluckern. Anschließend fügte er viel Milch und wenig Zucker hinzu und machte sich auf den Weg zur Verbindungstür. »Ich bin dann drüben«, ließ er Stefanie wissen.

In seinem Büro zog er seinen Mantel und sein Jackett aus, lockerte die Krawatte und setzte sich dann auf den ledernen Drehsessel hinter seinem Schreibtisch. Anschließend ließ er seinen Blick über sein kleines Reich schweifen: den großen Schreibtisch mit dem Laptop, die beiden Freischwinger für Besucher, den großen Schrank mit Gesetzestexten, Kommentaren und Lehrbüchern, teils noch aus seiner Studentenzeit, und der gebundenen Ausgabe der *Neuen Juristischen Wochenschrift* ab dem Jahr 2000.

Marc fragte sich, wie lange er sich das alles noch würde leisten können.

Die Einnahmen der Kanzlei gingen seit Jahren zurück, während die monatlichen Kosten für Miete, Strom, Heizung, Kopierer und, nicht zu vergessen, Stefanies Gehalt immer weiter anstiegen. Ohne den Verdienst seiner Freundin Melanie, die von zu Hause aus arbeitete und mit immer größerem Erfolg Mode im Internet verkaufte, würden sie nicht über die Runden kommen. Melanie hatte sich anfangs

auf Kindermode spezialisiert, doch mittlerweile vertrieb sie exklusive Damen- und Herrenmode und hatte dafür sogar eigens eine Lagerhalle angemietet. Auch der dunkelblaue *Boss*-Anzug, den Marc heute trug, stammte aus Melanies Kollektion.

Marc trank einen Schluck Kaffee, anschließend machte er sich an die Durchsicht des niedrigen Stapels auf seinem Schreibtisch. Stefanie hatte recht gehabt: nichts Weltbewegendes dabei.

Doch dann weckte der letzte Brief sein Interesse. Er kam, wie von Stefanie angekündigt, aus der Justizvollzugsanstalt Bielefeld, als Absender war ein Jürgen Sobotta angegeben. Vorn standen in ungelinken Blockbuchstaben sein Name und die Anschrift der Kanzlei.

Marc nahm den zweimal zusammengefalteten Brief, der nur aus einer einzigen DIN-A4-Seite bestand, aus dem Kuvert und strich ihn glatt. Mit einem gewissen Erstaunen stellte er fest, dass der Brief auf einer Schreibmaschine geschrieben worden war. Gab es solche Geräte heute überhaupt noch? Dann begann er, den kurzen Text zu lesen:

Sehr geehrter Herr Hagen,

bitte erlauben Sie mir, dass ich mich kurz vorstelle: Mein Name ist Jürgen Sobotta, ich bin einundfünfzig Jahre alt. Seit fast achtundzwanzig Jahren sitze ich unschuldig im Gefängnis für fünf Morde, die ich nicht begangen habe. Jetzt suche ich einen Rechtsanwalt, der für mich eine Wiederaufnahme meines Verfahrens beantragt. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich einmal in der JVA Bielefeld besuchen würden. Bitte helfen Sie mir!

Ihr sehr ergebenster

Jürgen Sobotta

Marc hob eine Augenbraue. Ein Knacki, der seine Unschuld beteuerte, wie originell! Er fragte sich, wie Sobotta gerade auf ihn gekommen war, galt er doch nicht gerade als Spezialist für Strafrecht, und als Experte für Wiederaufnahmeverfahren schon gar nicht.

Doch dann fiel ihm etwas ins Auge und er betrachtete den Brief noch einmal etwas genauer. Die Worte ›Herr Hagen‹ in der Anrede waren etwas nach unten verrutscht und wichen vom Schriftbild her leicht vom Rest des Schreibens ab. Marc hielt den Brief schräg unter das Licht seiner Schreibtischlampe. Dabei bemerkte er, dass es sich lediglich um eine Kopie handelte, nur sein Name war nachträglich mit einer Schreibmaschine eingefügt worden.

Er war also offenbar nicht der einzige Anwalt, den Sobotta angeschrieben hatte. Wahrscheinlich hatte der in den Gelben Seiten gestöbert und ein Massenschreiben an sämtliche dort aufgeführten Anwälte verschickt.

Marc war über diese Vorgehensweise nicht sonderlich verwundert. Er wusste, dass sehr viele Verurteilte äußerste Schwierigkeiten hatten, einen Anwalt zu finden, weil die meisten seiner Berufskollegen sich weigerten, Wiederaufnahmemandate anzunehmen. Marc selbst hatte bisher zwar nie ein derartiges Verfahren bearbeitet, aber er hatte gehört, dass es einem Anwalt nur wenig Geld, dafür aber jede Menge Arbeit und Ärger einbrachte.

Er war kurz davor, den Brief einfach in den Mülleimer zu befördern, doch dann klappte er sein Laptop auf, fuhr es hoch und loggte sich ins Internet ein. Als Suchworte gab er ›Jürgen Sobotta‹ und ›Morde‹ ein. Die Ausbeute war eher gering, offenbar lagen die Taten einfach schon zu lange zurück. Als am ergiebigsten erwies sich noch der Artikel einer Bielefelder Lokalzeitung von vor zwei Jahren, der anlässlich des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Verurteilung Sobottas am 24. Februar 1987 durch das Landgericht Bielefeld er-

schiene war. Allerdings enthielt der Bericht kaum Informationen, die über die spärlichen Angaben in Sobottas Brief hinausgingen. Marc erfuhr, dass im Sommer 1986 in Bielefeld innerhalb von nur zwei Monaten fünf Frauen im Alter von dreizehn bis vierundvierzig Jahren entführt, gefoltert, vergewaltigt und ermordet worden waren. Die Region war damals in Aufruhr gewesen, galt der Täter doch als der erste Serienmörder Ostwestfalens. Schließlich hatte die Polizei einen dringend Tatverdächtigen geschnappt: den damals dreiundzwanzig Jahre alten, erheblich vorbestraften Jürgen Sobotta. Sobotta hatte die ihm zur Last gelegten Taten stets bestritten, war dann aber in einem aufsehenerregenden Prozess vom Landgericht Bielefeld zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt worden, die er seitdem in der JVA Bielefeld absaß. Der Verfasser des Artikels hatte versucht, Sobotta zu interviewen, doch der hatte den Wunsch mit der Begründung abgelehnt, er wolle seine Ruhe haben und niemanden sehen oder sprechen.

Nun, offenbar hatte Sobotta seine Meinung inzwischen geändert. Fragte sich nur, warum.

Marc kaute unschlüssig auf seiner Unterlippe herum. Ein üppiges Honorar war bei diesem Fall nicht zu erwarten, aber vielleicht ein wenig Publicity. Und die hatte er dringend nötig. Dieser Sobotta war in Bielefeld doch offenbar mal so etwas wie eine Berühmtheit gewesen. Und wenn er tatsächlich nachweisen konnte, dass die Justiz mit Sobotta den Falschen verurteilt hatte, würde das in der Lokalpresse einschlagen wie eine Bombe. Und nicht nur dort: Marc sah sich schon auf der Titelseite des *Spiegel*, wie er nach dem gewonnenen Prozess mit verschränkten Armen und entschlossenem Blick auf die Leser herabblickte.

Andererseits war er sich natürlich bewusst, dass viele Menschen nicht verstehen würden, wie man »so einen« vertreten konnte, und es konnte sogar sein, dass ihm der eine

oder andere Mandant absprang. Aber dieses Risiko war zu vernachlässigen, denn allzu viele Mandanten hatte er ohnehin nicht zu verlieren. Und wenn es nicht viel schlimmer kommen konnte, war vielleicht gerade der richtige Zeitpunkt, einmal etwas Ungewöhnliches zu versuchen.

Damit stand seine Entscheidung fest: Er würde Jürgen Sobotta aufsuchen. Marc ging in sein Vorzimmer und bat Stefanie, das Schreiben Sobottas an die JVA Bielefeld zu faxen und einen Termin für ihn zu vereinbaren. Aber vorher brauchte er noch ein paar Informationen.